

## Johann Gottfried Herder: »Über Humanität«

---

(Subjektiv ausgewählte) Auszüge aus:  
*Briefe zu Beförderung der Humanität*  
Herausgegeben von J. G. Herder  
Erste und zweite Sammlung  
Riega 1793  
bei Johann Friedrich Hartknoch.

---



### 6.

Ein Athanasium, ein Mnemeion Deutschlands! Wahrlich, unser Vaterland ist zu beklagen, daß es keine allgemeine Stimme, keinen Ort der Versammlung hat, wo man sich sämmtlich höret. Alles ist in ihm zertheilt, und so manches schützt diese Zertheilung: Religionen, Secten, Dialekte, Provinzen, Regierungen, Gebräuche und Rechte. Nur auf dem Gottesacker kann uns etwa eine Stelle gemeinsamer Überlegung und Anerkennung gestattet werden.

Aber warum nur hier? Arbeiten nicht in allen, vom höchsten bis zu den niedrigsten Ständen, sichtbare und unsichtbare Kräfte, diese gemeinsame Überlegung und Anerkennung zu erleichtern, zu bewirken? Ein Theil

Deutschlands hatte sich vor dem andern mit unleugbaren Vorschriften ein großes Voraus gegeben; der andre Theil eifert ihm nach, und wir können bald an der Stelle seyn, ein Ebenmaas zu finden. Jeder biedre Mensch muß sich bestreben, dieses zu fördern, und glücklicherweise scheinen mir diejenigen, die die biedersten Deutschen seyn sollen, die Fürsten, auf denselben Weg zu treten. Gewiß, der Unterschied der Religionen macht es nicht, denn in allen Religionen Deutschlands giebt es aufgeklärte, gute

Menschen. Der Unterschied von Dialekten, von Bier- und Weinländern macht es auch nicht, was uns voneinander hält und sondert; ein leidiges Staatsinteresse, eine Anmaßung mehreren Geistes, mehrerer Cultur auf der einen, auf der andern Seite mehreren Gewichts, mehreren Reichthums u. f. war es, was uns entzweiet; und dem, dünkt mich, muß und wird die allmächtige Zeit obsiegen.

Denn sagen Sie, was hindert uns Deutsche, uns allesamt als Mitarbeiter an Einem Bau der Humanität anzuerkennen, zu ehren und einander zu helfen? Haben wir nicht alle eine Sprache, ein gemeinschaftliches Interesse, Ein Vernunft, Ein und dasselbe menschliche Herz? Der Philosophie und Kritik hat man nirgend den Weg versperren können; sie arbeitet sich überall durch; sie wird in allen guten Köpfen rege. Ihre Regeln sind allenthalben dieselbe; ihr Zweck allenthalben nur Einer. Auch der Wetteifer verschiedener Provinzen gegeneinander kann nicht anders, als diesen Zweck befördern.

Ruhm und Dank verdienet also ein jeder, der die Gemeinschaft der Länder Deutschlands durch Schriften, Gewerbe und Anstalten zu befördern sucht; er erleichtert die Zusammenwirkung und Anerkennung mehrerer und der verschiedensten Kräfte; er bindet die Provinzen Deutschlands durch geistige und also die stärksten Bande.

Daß uns eine Hauptstadt fehle, tut zu unsrer Sache gewiß nichts. Der Ausbildung des Geschmacks mag ihr Mangel ein Hinderniß seyn; und auch der Geschmack kann durch sie ebensowohl verderbt und gefeßelt werden, als sie ihm anfangs Politur und Flügel verleihen mochte. Einsichten aber, ruhige Überlegungen, thätige Versuche, Empfindungen und Äußerungen dessen, was örtlich und allenthalben zu unserm Frieden dienet, sie verschmähen die Mauern einer Hauptstadt und suchen das freie Land; ihre Werkstätte ist das gesammte Deutschland. Je mehrere und leichtere Boten allenthalben her, allenthalben hin gelangen, desto mehr wird die Mittheilung der Gedanken befördert, und kein Fürst, kein König wird diese zu hemmen suchen, der die unendlichen Vortheile der Geistes=Industrie, der Geistes=Cultur, der gegenseitigen Mittheilung von Erfindungen, Gedanken, Vorschlägen, selbst von begangenen Fehlern und Schwächen einsehen. Jedes dieser Stücke kommt der Menschen=Natur, mithin auch der Gesellschaft, zu gut; der Fehler wird entdeckt, der Irrthum wird gebessert, Gedanke weckt Gedanken, Empfindungen und Entschlüsse regen und treiben. Denn das ist eben die große und gute Einrichtung der menschlichen Natur, daß in ihr, wenn ich so sagen darf, alles im Keim da ist und nur auf seine Entwicklung wartet. Entschleußet sich die Blüthe nicht heute, so wird sie sich morgen zeigen. Auch alle möglichen Antipathien sind in der menschlichen Natur da; jedem Gift ist nicht nur sein Gegengift gewachsen, sondern die ewige Tendenz der waltenden lebendigen Kraft geht dahin, aus dem schädlichsten Gift die kräftigste Arznei zu bereiten. Ach, die Extreme liegen in unsrer engebeschränkten Natur so nahe, so dicht beieinander, daß es oft nur auf einen geschickten Fingerdruck ankommt, aus

dem Einfalls= den Absprungswinkel zu machen, da unabänderlichen Gesetzen nach beide in ihrem Verhältniß einander gleich sind. Gedanken zu hemmen, dies Kunststück hat noch keine irdische Politik erfunden; ihr selbst wäre es auch sehr unzutraglich. Aber Gedanken zu sammeln, zu ordnen, zu lenken, zu gebrauchen, dies ist ihr, für alle Zeiten hinaus, unabsehlicher großer Vortheil.

Doch die Seite des Verstandes ist nicht allein, in Absicht welcher ich Deutschland einen gemeinsamen Zusammenhang wünschte; vielmehr ist's die Seite des Charakters, der Entschlüsse, der Unternehmung. Wir wissen alle, daß die Deutschen von jeher mehr gethan, als von sich reden gemacht haben; das thun sie auch noch. In jeder Provinz Deutschlands leben Männer, die ohne Französische Eitelkeit, ohne Englischen Glanz, gehorsam, oft leidend, Dinge thun, deren Anblick jedermann schönen und großen Muth einspräche, wenn sie bekannt wären. Denen vollends wünsche ich keinen Hof, keine Hauptstadt; einen Altar der Biedertreue wünsche ich Ihnen, an dem sie sich mit Geist und Herzen versammeln. Er kann nur im Geist existieren, d.i. in Schriften; und, o daß ausgezeichnet vor allen eine solche Schrift da wäre! An ihr würden sich Seelen entflammen und Herzen stärken. Der deutsche Namen, den jetzt viele Nationen gering zu halten sich anmaßen, würde vielleicht als der erste Name Europas erscheinen, ohne Geräusch, ohne Anmaßung, nur in sich selbst stark, vest und groß.

### **Gespräch nach dem Tode des Kaiser Josephs II.**

A. Ein sonderbares Ding ist der Tod eines Monarchen. Wir sahen ihn bei Joseph vorher, wir wußten, daß der Kranke sich ihm nahte; und jetzt, da über ihm die Todtenglocken tönen, welch eine andre Empfindung! Ohne ihn gekannt und von ihm eine Wohlthat genoßen zu haben, hätte ich weinen mögen, da ich die letzten Umstände seines Lebens las. Vor neun Jahren, da er auf den Thron stieg, ward er als ein Hülfsgott angebetet und von ihm das Größeste, Rühmlichste, fast das Unmögliche erwartet; jetzt trägt man ihn als ein Söhnopfer der Zeit zu Grabe. Hat je ein Kaiser, hat je ein Sterblicher, möchte ich sagen, mehr gewollt, sich mehr bemühet, mehr angestrebet, rastloser gewirket als Er? Und welch ein Schicksal, vorm Angesichte des Todes in den besten Lebensjahren die Erreichung seiner Absichten nicht nur aufgeben, sondern die ganze Mühe und Arbeit seines Lebens förmlich widerrufen, feierlich ausstreichen zu müssen, und so zu sterben! Mir ist kein Beispiel in der Geschichte bekannt, daß es einem Monarchen so hart gegangen wäre.

B. Das war das Schicksal des Monarchen; setzen Sie noch das Verhängnis hinzu, das ihn als Menschen traf. Das einzige, was er in seinem Hause mit Zärtlichkeit liebt, der letzte Gegenstand seiner Familienhoffnung wird ihm genommen – und damit der Schmerz so empfindlicher sey, eben nach dem Aufblick der Freude, unerwartet genommen! Sein Liebling muß

so dicht vor ihm das Opfer des Grabes werden, daß seine Leiche die Ihrige aus dem Kaiserhause gleichsam wegdrängt und sein Leben sich nur solange zu fristen scheint, damit vor seinen Augen noch dessen letzte Freude zerknickt werde! – »Begrabet sie,« sprach er, »damit für meine Leiche Platz werde!« Ein einziges Schicksal!

A. Der Unglückliche konnte zuletzt nicht sagen: »Ich kam, ich sah, ich siegte!,« kaum: »Ich kam, ich sah, ich wollte!«

B. Beruhigen Sie sich. Auch darin schon liegt viel, wie er sagen zu können: »Ich sah und wollte!«

Er hat viel, sehr viel, und weniges müßig gesehen. Allenthalben, wo es in andern Ländern beßer war, oder ihm beßer zu seyn schien, sammlete er mit rastloser Thätigkeit Gedanken, Entwürfe in seine Seele –

A. Die der Tod ihm jetzt alle raubet! – Ja, ja! er hat Vieles, fast zu Vieles gesehen. Nicht mir die Länder Europas, die er bereisete, nicht nur das Innere seiner Länder, die er als Erbe und Mitregent früh und lange genug bis zum kleinsten Detail kennenlernte, nicht dies nur! Er sah eben damit auch Gruben des Schlammes, die ihn erbitterten, Pfützen und Moräste von Untreue, Schwelgerei, Üppigkeit, Trägheit, Unordnung, die er mit Gewalt ausfüllen und zum gesunden Garten machen wollte und in deren Abgründe er erliegt. Der Unrath schlägt über ihm zusammen, und vielleicht kommt die ganze alte Verfassung wieder.

B. Das wollen wir nicht glauben. Er bekommt einen Nachfolger, der ein geprüfter Haushälter, ein versuchter Regent ist, von dem Joseph selbst zum Theil gelernt und geborgt hatte –

A. Und doch wollte er, fast ohne Ausnahme, der letzten Absicht nach, lauter Billiges, Nützlichs, Gutes! Oft war, was er wollte, nur Erste Pflicht der Vernunft, der Humanität, der gesellschaftlichen Rechte; an etwas Außerordentliches und Überfeines war während seiner Regierung lange noch nicht zu denken. Dennoch erregt er in allen Provinzen und Ländern, auch bei Ständen, denen er am meisten helfen wollte, murrende Unzufriedenheit; er stirbt beim Ausdruck eines allgemeinen Ungewitters, des Aufruhrs in seinem weiten Reiche –

B. Wollen wir nicht, m. Fr., diesen Ort verlassen, wo die Todtenglocken uns übertäuben? Was hilft über einen Unglücksfall das bloße Staunen? Wir wollen freie Luft suchen und uns darüber frei unterreden.

(Wir gingen auf eine angenehme Höhe, auf der die zahlreichen Dörfer der ringsum liegenden Ebene ein angenehmer Anblick waren. Die Todtenglocken, die von den Landkirchthürmen in der Entfernung tönnten, machten eine sanftere Harmonie, und unser Gespräch knüpfte sich bald von neuem an.)

B. Woher glauben Sie denn, daß das ungewöhnliche Schicksal Josephs gekommen sey? Alle Dinge in der Welt haben ihre Ursache.

A. Wie mich dünkt, stand er dem großen Friedrich zu nahe; und es war Natur der Sache –

B. Wieso zu nahe? Friedrich hat ihm doch nicht geschadet. Er hat ihm zu einem größern Schlesien, den Königreichen Gallizien und Ludomirien geholfen; aus dem Bairischen Successionskriege gegen Friedrich kam Joseph auch mit fast unerwarteter Ehre. Überdem hat Friedrich von ihm meistens sehr günstig geurteilt, und der alte König glaubte wohl nicht, daß Joseph ihm sobald nachfolgen würde.

A. So meyne ichs nicht. Denken Sie sich die Lebensgeschichte des Kaisers. Mit ihm als einem Säuglinge mußte seine Mutter nach Ungarn flüchten und ihn als einen Gegenstand des Mitleidens den Ständen zeigen; vor wem flüchtete sie? gegen wen erbat sie sich Mitleid und Beistand? Was war also natürlicher, als daß der Name Friedrichs dem Kinde und Jünglinge oft genannt werden mußte; denn eben auch die Jahre, in denen der Geist des Menschen aufwacht, fielen bei Joseph in die Zeit des Siebenjährigen Krieges –

B. Dem er dazu nicht beiwohnen durfte!

A. Nothwendig ward Friedrich ihm als Nachbar, als Feind seines Hauses, noch mehr aber als der König und Kriegsmann, für den er damals mit einem ganz einzelnen Glück und Ruhm galt –

B. Und immer gelten wird! –

A. Ein Gegenstand der dringendsten Nacheiferung.

B. Und worinn eiferte er ihm zuerst nach?

A. In allem. Er wollte selbst regieren, wie Friederich.

B. Das Selbstregieren ist ein erhabener Gedanke; wäre es aber vom Alleinbefehlen nicht sehr unterschieden? Friedrich theilte die Geschäfte, die auszuführen waren, mit großem Bedacht nicht nur ein, sondern auch aus. Er verrichtete, was für ihn gehörte, mit Leichtigkeit und überließ andern, was sie thun sollten.

A. Das that Joseph auch. Haben Sie das Reglement nicht gelesen, das er bei seiner zweiten Reise nach Italien den Chefs aller seiner Departements nachließ? Er wollte nur befohlen haben, und sie sollten ausführen; sie sollten seine Befehle selbst nach Ort und Stelle modificieren.

B. Das ist mehr, als ein Gesetzgeber sonst zu verstaten pflegt. Aber auf die Geschäfte und die Geschäftigkeit des Monarchen selbst wieder zu kommen, Friedrich sah nicht nur, sondern er übersah auch Vieles, sobald er nur seinen Hauptzweck erreichte.

A. Ob dieses ein uneingeschränktes Lob wäre?

B. Dafür gebe ich es auch nicht; gnug, als ein einzelner Mensch erreichte er damit seinen Endzweck. Er blickte in das Detail der Dinge nicht zu tief, damit er sich nicht verwirrte.

A. Die Ersparung würde Joseph mit der Zeit auch gelernt haben.

B. Friedrich fing nicht zuviel, nicht *alles* auf *einmal* an.

A. Joseph thats, weil für ihn so viel, ja Alles zu tun war. Vielleicht ahndete er, daß er nicht lange leben würde; zudem verwickelte ihn Eins ins andre; er glaubte, nichts könne ganz gesehenehen, wenn nicht *alles* begonnen würde. Hatte er darinn so ganz unrecht?

B. Nicht unrecht, aber es ging über Menschenkräfte. Überdem zerstreute Friedrich sich nicht, er reisetete nicht –

A. Dem Kaiser waren diese Zerstreungen Belehrung; sie waren ihm das einzige Vergnügen, seiner Gesundheit selbst unentbehrlich.

B. Friedrich, der in jüngern Jahren zu reisen außerordentliche Lust hatte, entsagte, sobald er Regent war, allen Reisen in fremde Länder; er betrachtete sich als Steuermann auf dem Schiff seiner Staaten. So angenehm er in Gesellschaften hätte werden können, so begnügte er sich dennoch an Einer Gesellschaft weniger erlesenen Freunde und wählte sieh eine andre noch einsamere Ergötzung, die er unausgesetzt, obwohl sehr regelmäßig trieb, ja die ihm bald so unentbehrlich ward als den Morgenländern das Opium –

A. Sie meinen die Lectüre?

B. Die Lectüre und Schriftstellerei, das Lesen und Schreiben; beide sind voneinander auch vielleicht unzertrennlich. Durchs Schreiben lernt man lesen und hören, durchs Hören lernt man schreiben und wird dazu getrieben, begeistert.

A. Ob das aber einen Regenten nicht zu sehr zerstreuen möchte? Kaiser und Autor!

B. Autor muß ein Kaiser und jeder Regent unausbleiblich werden, indem er Gesetze, Verordnungen bekanntmacht. Soll er also nur vor fremde

Werke seinen Namen schreiben, so schreibet er ihn meistens nur vor Werke, deren er sich selbst schämet.

A. Das war Josephs Fall nicht. Er schrieb selbst Gesetze.

B. Und größtentheils vortrefliche. Glauben Sie aber, daß das ewige Gesetz schreiben einem Regenten genug ist, zur geistigen Erheiterung, zur Verjüngung seiner Seele? Friedrich las und schrieb bloß und allein zu Bildung seines Geistes, zur Erfrischung und Ordnung *seiner* Gedanken: dann vergaß er Politik und Staatssorgen. Er lebte unter den Alten, dachte mit ihnen, mit großen Männern einer edlern Zeit. Er stärkte sich damit in jener hohen Einfachheit västlicher Grundsätze und der Erfüllung seiner Pflichten; er ward selbst ein Alter –

A. Welches alles freilich dem immer=thätigen Joseph entgehen mußte! –

B. Ihn, scheint es, hatte die Muse, als er geboren ward, mit ihrem himmlischen Auge nicht gesegnet. Jesuiten hatten ihn nicht gelehrt, was Friedrich in der schweren Schule seiner Jugend durch eignen Aufschwung seines Geistes sich selbst lehrte.

A. Von Schriftstellern soll er überhaupt nicht groß gedacht haben.

B. So wenig groß, daß er den ganzen Bücherhandel für einen Käsehandel ansah. Ihm war also die Hauptquelle der innern höheren Freude und Ermunterung versagt, aus welcher Friedrich schöpfte. Er wußte nur in unsrer Zeit zu leben; daher auch sein Zeitalter unklar geblieben.

A. Es hat indessen doch vortreffliche Schriftsteller in Wien, in Böhmen, selbst in Ungarn unter ihm gegeben.

B. Unter ihm, aber nicht durch ihn.

A. Bei Friedrich mochte das derselbe Fall seyn.

B. Friedrich fand die Literatur seiner Länder auf einem Fuß, daß sie sich selbst forthelfen konnte. Sie war sogar gegen die Barbarei seines Vorgängers bestanden; mithin, sobald Er nur die Freiheit zu denken nachließ und selbst einen großen, edlen Geschmack zeigte, so eiferte man nach, ja man flog voran.

A. Auch Joseph verstattete die Freiheit zu denken.

B. Vortrefflich! und noch edler, daß er sie nie zurückrief, wenn die Freiheit gleich Frechheit ward und ihn selbst antastete. Möge dieser große Geist sich auf seine Nachkommen fortbreiten! Damit aber erfüllte Joseph die Hoffnungen lange nicht, die man fast unglaublich von ihm hatte –

A. Überspannte Hoffnungen!

B. Nicht überspannte, weil alles für ihn bereitstand und nur auf seinen Wink wartete. Welch ein Zeitalter hätte Joseph erwecken können, für sich und für andre! Bei dem unendlich vielen, was er sah, übersah er dieses.

A. Der deutschen Sprache und Schaubühne indeß hat er doch genutzt.

B. Ich glaube es. Und wieviel ändern hätte er mit der leichtesten Mühe nutzen können, wenn ihm von Kindheit auf der Geschmack daran beigebracht wäre! Unglücklich ist ein künftiger Regent, dem in seiner Jugend der Quell verschlossen oder trübe gemacht wird, der ihm in seiner künftigen, ewig zerstreuen und ermüdenden Laufbahn doch allein die schönste Erquickung geben kann und muß. Nur durch die Wissenschaften gewinnt ein Regent das Maas seiner selbst, eine Sammlung seiner Gedanken, ein geistiges Organ, die Dinge anzusehen und zu genießen. Ohne Liebe zur Wissenschaft bleibt er ein sinnlicher Mensch, dem bei aller seiner Thätigkeit von außen in entscheidenden Fällen dennoch das innere Auge, das innerste Herz zu fehlen scheint.

(Hier verbreitete sich unser Gespräch auf einzelne verdiente Männer in den Oesterreichischen Staaten, auf die reiche Ernte, die in diesem weiten Felde für die künftige Zeit zu erwarten stehet; endlich beschieden wir uns auf den morgenden Tag zu dieser Stunde wieder auf diesen angenehmen Hügel. Und wir setzten das Gespräch fort:)

B. Mich dünkt, aus unserm gestrigen Gespräch erhelle, daß Joseph dem alten Könige nicht in Allem, nicht im Vornehmsten nachgeeifert habe; wissen Sie etwas anderes, worinn dieser ihm schädlich gewesen?

A. In dem Kriegs-, in dem Eroberungsgeist, den er ihm wider Willen einflößte.

B. Friedrich ihm? Soviel ich weiß, war seit dem Siebenjährigen Kriege dem großen Könige die Lust zu kriegern ganz vergangen; er suchte und predigte Frieden. Zur Theilung Polens that nicht Er den Vorschlag; und als er ihn annahm, begnügte er sich mit dem kleinsten Theil des Erwerbes. Seinetwegen hätte Joseph immer in Ruhe regieren und seine Staaten ordnen können; ja, als er nach Bayern griff, setzte eben Friedrich sich seinem Länder=Erwerb bloß in der Absicht entgegen, daß künftig ein so böser Zunder zu Kriegen, der Länder=Erwerb, in Deutschland nicht mehr statthaben sollte. Mich dünkt, dieser Habgeist dorfte Joseph nicht eben anderswo herkommen; leider war er ja die ererbte Politik des Habsburgischen Hauses. Joseph dachte, wie bekannt ist, an die Länder, die Östreich hatte aufopfern müssen, und vergaß, wie es zu manchen Ländern gekommen sey. Offenbar war auch, wenigstens im damaligen Moment, der Zeitgeist für dergleichen Erwerbe nicht gestimmt. Mit seinen Ansprüchen auf Bayern und die Schelde verlor der Kaiser das Zutrauen Europas; mit



Anmaßungen in Deutschland verlor er das Zutrauen des Reichs, vielleicht mehr, als er's verdiente. Mit dem traurigen Türkenkriege endlich –

A. Denken Sie nicht an diesen Krieg. Feldherrn, Freunde, Gesundheit, Ruhe und Leben opferte der zu freigebige Bundsgenoß einem Feldzuge auf, der ihm vielleicht hätte fremde seyn mögen.

B. Und fremde seyn müssen, da die innere Einrichtung seines Reichs, sein männlich großes Werk, alle seine Kräfte foderte. Jetzt, indem er die Krimm durchwanderte, wohin nie ein römischer Kaiser gekommen war und nie einer zu einem solchen Zweck hätte kommen mögen, fingen die Niederlande an zu glühen.

A. Und im unglücklichen Türkenkriege loderten fast alle Provinzen in hellen Flammen auf. Verwünscht seyn überhaupt alle Eroberungskriege! Aus dem civilisierten Europa wenigstens sollten sie durch einen allgemeinen Fürstenbund alle verbannt seyn. König Friedrich mit seinem eroberten Schlesien, das er durch seinen Siebenjährigen Krieg schwer gnug vertheidiget hat, möge die Reihe der Eroberer, als beinah unübertrefflich, schließen!

B. So werden auch in Friedenszeiten die deßhalb gemachten drückenden Anstalten aufhören. Glauben Sie, m. Fr., reine Bemühungen zum Besten der Menschheit können in einem Staat schwerlich gedeihen, solange der Eroberungsgeist die Fahne schwingt und die erste Staatslivrei trägt. Wir sind sodann und bleiben, was wir bereits zu Tacitus' Zeit waren, »auch im Frieden zum Kriege gewaffnete Barbaren«.

A. Das Lob des Kriegshelden gebe ich gern auf und beklage vielmehr, daß Joseph diesen Dienst auch persönlich sich so sauer werden ließ, als selten ein gemeiner Soldat thun würde.

B. Friedrich war nie Soldat; er war Feldherr.

A. So wollen wir denn lieber von Josephs Feldzügen gegen den Aberglauben, gegen die Intoleranz und Pfäfferei reden. Hier ist doch sein Verdienst unstreitig.

B. Unstreitig; ich hoffe, auch unsterblich.

A. Es ward ihm auch sauer gnug. Die Hyder gewann immer neue Köpfe. Und doch war im Meisten seine Absicht ebenso unverkennbar als gerecht, nützlich, unentbehrlich. Was war z.B. rechtmäßiger, als daß er die Geistlichkeit seines Landes fremder Gerichtsbarkeit, die Sünden seines Landes fremder Dispensation entnahm?

B. Oder billiger als die Freiheit, die er der Büchercensur gab?

A. Oder pflichtmäßiger, als daß er die Klöster verminderte und den Unterricht des Volks vermehrte?

B. Oder rühmlicher, als daß er alle Religionspartheien vor Bedrückungen schützte? Aber, m. Fr., wer hatte ihm bei diesem Allen die Hände binden können?

A. Sie kennen die Hyder nicht!

B. Wenn der Kaiser es unverrückt gewollt, wenn er bei jedem Schritt, den er thun wollte, die Folgen überdacht, die Auskunft gegen sie zum voraus bestimmt, soviel möglich alle Ärgernisse vermieden, sodann aber auch ruhig den Bann oder das Interdict erwartet hätte.

A. Dazu wäre es wohl nie gekommen; die innern Verdrießlichkeiten und Unordnungen aber waren desto größer.

B. Lassen Sie es uns gestehen: an denen der Kaiser zum Theil selbst schuld war. Durch Nachgeben, durch Ärgernisse, durch unvorgesehene Folgen u. f. Überhaupt scheint es, daß er bei der Religionsänderung auf keinen festen Grund gebauet habe; alles blieb schwankend, und die harte Behandlung der Deisten in Böhmen –

A. Diese war eine Übereilung!

B. Nein! es war eine Folge des Unwillens, daß sich diese Leute von ihm selbst nicht bekehren lassen wollten. Ein andrer Regent hätte sich gefreuet, ein Völkchen solcher Art zu finden; und wenn er's mit seinem Schutze beehrt hätte, würde er hie und da vielleicht nicht unverwerfliche Funken erweckt haben. Jetzt ward der Name, den Jeder hochschätzen muß, er sey Christ, Jude, Türk, Heide, der Name Deist vom toleranten Joseph gemißhandelt, das thut mir weh, für ihn selbst und zum Besten der Menschheit.

(Hier verbreitete sich das Gespräch abermals auf mehrere Anstalten des Kaisers, auf die Beschaffenheit und die Vertheidiger seines Kirchenrechts u.f.; am folgenden Tage endlich kamen wir zu den Hauptmerkwürdigkeiten seiner Regierung.)

A. Daß Joseph sich des unterdrückten Landmanns annahm, wird also wohl sein größter Ruhm bleiben.

B. Sein größter, und wahrlich ein humaner Ruhm. Golden sind die Grundsätze, die er in mehreren Befehlen äußert: »Ist es nicht Unsinn zu glauben,« sagt er, »daß die Obrigkeiten das Land beseßen, bevor noch Unterthanen waren, und daß sie das Ihrige unter gewissen Bedingungen an die letztern abgetreten haben? Müßten sie nicht auf der Stelle vor Hunger davonlaufen, wenn niemand den Grund bearbeitete? Ebenso absurd

wäre es, wenn sich ein Landesfürst einbildete, das Land gehöre ihm und nicht Er dem Lande zu; Millionen Menschen seyn für ihn und nicht Er für sie gemacht, um ihnen zu dienen.«

A. Ähnliche Stellen sind in allen seinen Befehlen. Er kannte den Quell des Verderbens und nahm sich seiner bis auf den Grund an. Jede Saite des menschlichen Elends hat er berührt.

B. Daß Joseph dies that, bleibt sein ewiger Ruhm, wenn er gleich nicht allenthalben durchdrang. Seine Verordnungen gegen die Leibeigenschaft, über Majorate, Steuern u. f. enthalten so viel Merkwürdiges, daß eine spätere Zeit gewiß beßer und sichrer verfolgen wird, was Er hie und da übereilt angab. Vielleicht trauete er gelesenen Theorien zu Sehr, that große Schritte und lebte nicht lange genug, seine Schritte zu behaupten.

A. Welchen Widerstand hat er auch hierin erfahren!

B. Einen größeren, als ihm selbst die Pfaffen in ihrem Kreise entgegenzusetzen konnten. Der Widerstand wird immer wiederkommen, sobald ein Regent sich des Landmanns annimmt, zumal in denen von Slawischen Nationen bewohnten Ländern. Hier gilt's aber, was Kaiser Siegmund sagte: »Wer über ein Ding nicht springen kann, muß drunter wegkriechen.«

A. Das dünkte Joseph nicht der königliche Weg.

B. Drum ist er auch dem Sprunge erlegen. Alles, m. Fr., läßt sich in der Welt nicht auf Einmal, nicht mit Gewalt ausführen, dazu ohne Gehülfen, ohne Werkzeuge, woran es dem Kaiser sehr fehlte.

A. Das wundert mich indeß, daß er auch das Volk nicht mehr gewann, gegen welches er doch so popular war. Er Suchte das Beste desselben so entschieden! –

B. Stieß aber dabei auch das Volk in Manchem so vor die Stirn, beleidigte unschuldige, ja angenehme Vorurtheile desselben so sehr, daß der arme Haufe von Pfaffen und andern sich gegen seinen eignen Wohlthäter selbst ins Netz jagen ließ.

A. Welche unschuldige Vorurtheile des Volks hat er beleidigt?

B. Aus vielen führe ich nur wenige in; zuerst das Vorurtheil der Sprache. Hat wohl ein Volk, zumal ein uncultivirtes Volk, etwas Lieberes als die Sprache seiner Väter? In ihr wohnt sein ganzer Gedankenreichthum an Tradition, Geschichte, Religion und Grundsätzen des Lebens, alle sein Herz und Seele. Einem solchen Volk seine Sprache nehmen oder herabwürdigen heißt ihm sein einziges unsterbliches Eigenthum nehmen, das von Eltern auf Kinder fortgeht.

A. Und doch kannte Joseph mehrere dieser Völker persönlich und sehr genau.

B. Um so mehr ists zu verwundern, daß er den Eingriff nicht wahrnahm, den er sich damit in ihre beliebtesten Rechte erlaubte. »Wer mir meine Sprache verdrängt (glaubt der Idiot nicht ungründlich), will mir auch meine Vernunft und Lebensweise, die Ehre und Rechte meines Volks rauben.« Wahrlich, wie Gott alle Sprachen der Welt duldet, so sollte auch ein Regent die verschiedenen Sprachen seiner Völker nicht nur dulden, sondern auch ehren.

A. Er wollte aber eine schnellere Betreibung der Geschäfte, eine schnellere Cultur bewirken.

B. Die beste Cultur eines Volks ist nicht schnell; sie läßt sich durch eine fremde Sprache nicht erzwingen. Am schönsten und, ich möchte sagen, einzig gedeihet sie auf dem eignen Boden der Nation, in ihrer ererbten und sich forterbenden Mundart. Mit der Sprache erbeutet man das Herz des Volks, und ist's nicht ein großer Gedanke, unter so vielen Völkern, Ungarn, Slawen, Wlachen u.f., Keime des Wohlseins auf die fernste Zukunft hin ganz in ihrer Denkart, auf die ihnen eigenste und beliebteste Weise zu pflanzen?

A. Was brauchte Joseph dazu für Hände! Ihm schien es ein größerer Gedanke, alle seine Staaten und Provinzen womöglich zu Einem Kodex der Gesetze, zu Einem Erziehungssystem, zu Einer Monarchie zu verschmelzen.

B. Ein Lieblingsgedanke unsres Jahrhunderts! Ist er aber ausführbar? Ist er billig und nützlich? Brabanter und Böhmen, Siebenbürger und Lombar den, stehen sie auf Einer Stufe der Cultur? gehören sie also in Ein Institut der Erziehung? in Einen Codex der Gesetze und Strafen? Gott selbst hat sich eine solche Zusammenschmelzung nicht erlaubt; daher er jedes Volk nach seiner Weise unterrichtet.

A. Leider war der ganze Normalzuschnitt der Collegien und Schulen ein exjesuitischer, armer Begriff! –

B. Der indessen ganze Völker aufbrachte. Über Armseligkeiten solcher Art empörte sich die Universität Löwen, die Niederlande machten dem erregten Feuer gerne Platz; so griff es weiter! –

A. Und doch meinte es auch hierinn Joseph gut mit den Völkern. Was er ihnen gab, war freilich nicht das Beste, aber doch ein Beßeres, als sie besaßen. Er war selbst nicht beßer erzogen worden.

B. Und seine Gesetzbücher?

A. Mit denen ging er freilich etwas schnell zu Werk.

B. In einer Nothdringenden Sache mußte die Bahn gebrochen werden. Was ich dabei am meisten bedaure, ist, daß Joseph durch manche Gesetze seinen eignen Absichten völlig entgegenzuarbeiten schien.

A. Zum Beyspiel?

B. Zum Beyspiel in seinem Criminalcodex die Häufung der Verbrechen gegen den Staat.

A. Dagegen er ja aber die Verbrechen der beleidigten Majestät aufhob.

B. Geringe Aufopferung gegen ein viel größeres Unheil, dem Platz gemacht wurde. Zum Verbrechen gegen den Staat kann alles, auch das kleinste Vergehen gegen die Polizei gemacht werden. Denn was wäre nicht gegen den Staat, sobald man statt der sichtbaren, doch nur leibhaften Majestät dies willkürliche, unbestimmte Phantom auf den Thron erhöhe?

A. Freilich, auch die mitleidswerthesten Krankheiten der Natur können sodann zu Rebellen gegen den Staat gemacht werden, z.B. der unglückliche Selbstmord. Der Ärmste der Menschen hat sich dem Staat entzogen; mithin müssen alle körperliche Beschimpfungen, die niedrigsten Schläge sein Loos seyn. Was die gütige Natur selbst nicht verhindern konnte, will der Monarch im Namen des Staates durch knechtische Beschimpfungen nicht verhindern, sondern rächen und strafen.

B. Schweigen Sie, Freund. Die Vernachlässigung, ja ich möchte sagen, die Vernichtung des Gefühls für Ehre und Schande hat mich in Josephs Gesetzgebung ganz irre gemacht. Vernichte das Gefühl der Ehre, den Namen der Familie und Verwandten, die den Todten gebührende Achtung u.f.; womit willst du es ersetzen? Die Natur selbst sträubt sich gegen solche Einrichtungen, die Joseph daher bald selbst einschränken, einstellen mußte oder auch bald unglücklicherweise nicht einstellte. In wenigen Jahren hätte er auf Straßen und Gassen zwischen lauter Verbrechern gegen den Staat wandeln müssen, ein fürs Volk, für den Regenten und für alles, was Mensch oder Halbmensch ist, abscheulicher Anblick! –

A. Ich weiß selbst nicht, wie Joseph bei seinem übrigens guten Herzen zu diesem Mangel an Mitempfindung und Delicateße kam.

B. Ein Wort würde Ihnen dies erklären. Können Sie es leugnen, daß bei Joseph der Schein der Selbstherrschaft das meiste, ja Alles verderbte?

A. Kaum wage ich's zu leugnen. Er wollte das Beste, aber er wollte es als Despot. Selbst in dem schönen, ich möchte sagen, väterlichen Aufsätze,

den er an die Chefs seiner Collegien schrieb, von dem wir gesprochen haben, sind davon Spuren.

B. Und die willkürliche Verkürzung zugesicherter Gehalte? könnte manche derselben auch die äußerste Noth entschuldigen?

A. Kaum.

B. Und die Benutzung der Waisengelder für den Staat? Und die Art der Klostersaufhebung und der Veräußerung geistlicher Güter? Und die Verwaltung der Religionskaßen? Und die Conduitenlisten? Und die Verfügungen auf dieselbe? Warum ließ er sich in Ungarn nicht krönen? warum entzog er den Ungarn ihre Krone? Ich könnte noch lange so fragen.

A. Und doch war er in seinem mühseligen Leben nichts weniger als ein Sardanapal. Er diente dem Staat als Tagelöhner, als unablässiger Werkmann.

B. Wie gefährlich ist's, auf der oder jener Stelle, aus der oder jener Fürstengattung zum Thron, zu Thronen geboren zu seyn! Eine unglückliche Fee bringt an der Wiege des Prinzen einen unauslöschlichen Queerstrich in die Seele des Kindes und giebt ihm die schreckliche Verwünschung mit, daß nach Verhältniß der besten Bemühungen des unglücklichen Halbgotts der Queerstrich für ihn selbst und andre unzerstörlich wachse.

A. Unglücklich!

B. Wem unterlag also Joseph? Nicht der Schwachheit der menschlichen Natur, sondern der geglaubten und von Kindheit auf genährten Allgewalt des Selbstbeherrschers. Nicht das Schicksal, die Natur der Dinge, der Wille seiner Unterthanen hat ihn gebeuget.

(Natürlicherweise ging das Gespräch hier auf eine Menge einzelner Umstände seines Lebens und Todes über, die mein Freund wußte; es erhob sich endlich wieder:)

A. Seine Fehler hat Joseph schwer gebüßet –

B. Und in sein Grab genommen; das Gute, das er gewollt und anfangsweise bewirkt hat, wird, obwohl Eines theils in zerfallenden Resten, bleiben und dereinst glücklicher an den Tag treten; denn es ist dem größten Theile nach ein reines Gute zum Ertrage der Menschheit. Er hat es seinen Nachfolgern schwer gemacht –

A. Ich dünkte, leicht gemacht: sie dürfen nur seiner Bahn folgen.

B. Vorderhand schwer gemacht. Er hat an allen Säulen gerüttelt und den Staat bewegt. Wer künftighin eine Säule nur angreift, wird die Aufmerksamkeit aller auf sich ziehen, und man wird ihn durch Liebkosungen und Schreckbilder von dem Werk abzuziehen suchen, das Joseph begann und unmöglich endigen konnte. Er hat die Bedürfnisse seiner Staaten tiefer gekannt als vielleicht kein Regent unsrer Zeiten.

A. Und ämsiger besorgt als vielleicht kein Regent unsrer Zeiten.

B. Oft ist der Wille größer als die That, das Unternehmen edler als die Ausführung. Ich weiß nicht, ob viele nach seinem Tode viel zu seinem Lobe schreiben werden; aber was man dazu aus Ansicht der Dinge schreibt, wird die billigere Nachwelt gutheißen, seinen Schatten ehren und nicht mehr mit Bedauern, sondern mit frohem Erstaunen einst sagen: »Auch er schon sah dies und wollte!«

A. Kennen Sie seinen Brief, den er im Jahr 1784 an die Stadt Ofen schrieb, als sie ihm eine Ehrensäule setzen wollte? Hier ist er:

»Wenn die Vorurtheile werden ausgewurzelt und wahre Vaterlandsliebe und Begriffe für das allgemeine Beste werden beigebracht seyn; wenn Jedermann in einem gleichen Maaße das Seinige mit Freude zu den Bedürfnissen des Staats, zu dessen Sicherheit und Aufnahme beitragen wird; wenn Aufklärung durch verbesserte Studien, Vereinfachung in der Belehrung der Geistlichkeit und Verbindung der wahren Religionsbegriffe mit den bürgerlichen Gesetzen; wenn eine bündigere Justiz, Reichthum durch vermehrte Population und verbesserten Ackerbau; wenn Erkenntniß des wahren Intereßes des Herrn gegen seine Unterthanen und dieser gegen ihren Herrn; wenn Industrie, Manufacturen und deren Vertrieb, die Circulation aller Producte in der ganzen Monarchie unter sich werden eingeführt seyn, wie ich es sicher hoffe: alsdann verdiene ich eine Ehrensäule, nicht aber jetzt.«

B. Wenn dies alles geschehen ist, bedarf der große Wollende keiner Ehrensäule mehr; sein Unternehmen, sein schwerer Anfang ist ihm allein schon ein Koloß für die Nachwelt.

\* \* \*

So endete unser Gespräch; und die Glocken verhallten. Wünschen Sie nicht auch mit mir ein Leben Josephs zur Lehre für die Nachwelt?

\* \* \*

## 14.

Mehrmals finde ich in Ihren Briefen den Geist der Zeit genannt; wollen wir uns einander nicht diesen Ausdruck aufklären?

Ist er ein Genius, ein Dämon? oder ein Poltergeist, ein Wiederkommender aus alten Gräbern? oder gar ein Lufthauch der Mode, ein Schall der Äolsharfe? Man hält ihn für Eins und das Andre.

Woher kommt er? wohin will er? wo ist sein Regiment? wo seine Macht und Gewalt? Muß er herrschen? muß er dienen? kann man ihn lenken?

Hat man Schriften darüber? Wie lernt man ihn aus der Erfahrung kennen? Ist er der Genius der Humanität selbst? oder dessen Freund, Vorbote, Diener?

## 15.

Warum sollte ich Ihnen auf Ihren lakonischen Brief nicht ebenso räthselhaft antworten, als Sie gefragt haben?

»Was ist der Geist der Zeiten?« Allerdings ein mächtiger Genius, ein gewaltiger Dämon. Wenn Averroës glaubte, daß das ganze Menschengeschlecht nur Eine Seele habe, an welcher jedes Individuum auf seine Weise, bald thätig, bald leidend theilnehme, so würde ich diese Dichtung eher auf den Geist der Zeit anwenden. Wir stehen alle unter seinem Gebiet, bald thätig, bald leidend.

»Ist er ein Schall der Äolsharfe? ein Lufthauch der Mode?« Die flüchtige Mode ist seine unechte Schwester; er ist ihr nicht gewogen, lernt aber auch von ihr und hat mit ihr zuweilen lehrreichen Umgang. Desto entschiedener hasset er seinen wahren Feind und Verläumder, den Geist des Aufruhrs, der Zwietracht, den unreinen, abgeschmackten Pöbelsinn und Wahnsinn. Wo dieser sich hören läßt, in welchen Gesellschaften und Kreisen er ihn auch nur vermüthet, fliehet er vor ihm und verachtet selbst die Lehre aus seinem Munde. Die Stimme des geläuterten Zeitgeistes ist verständig, überredend, sanft, freundlich. Bald lässet er sich wie ein Laut auf der Äolsharfe hören; bald tönt sie in vollen Chören. Der geläuterte Geist der Zeiten (möchte ich mit jenem alten Buche sagen) ist »heilig, einig, mannigfalt, scharf und behende, rein und klar, ernst und frei, wohlthätig, leutselig, vest, gewiß, sicher. Er vermag alles, siehet alles und gehet durch alle Geister, wie verständig, lauter und scharf sie sind«.

»Woher kommt er?« Wie sein Name sagt, aus dem Schooß der Zeiten. Der menschlichen Natur einwohnend, hatten ihn einst in unserm rauheren



Klima die Pfäfferei und der wilde Kriegsgeist lange unterdrückt gehalten; sie schlossen ihn ein in Hölen, Thürme, Schlösser und Klöster. Er entkam; die Reformation machte ihn frei; Künste und Wissenschaften am meisten aber die Buchdruckerei gaben ihm Flügel. Seine ernste Mutter, die selbstdenkende Philosophie, hat ihn, zumal an den Schriften der Alten, unterwiesen; sein ernster Vater, der mühsame Versuch, hat ihn erzogen und durch die Vorbilder der würdigsten, größten Männer gereift und gestärket. Er ist kein Kind mehr, wiewohl er bei jeder neuen Begebenheit ein Kind scheint; alle Erfahrungen voriger Zeiten sind in seine Seele gedrückt, sind auf seine Glieder verbreitet.

»Wohin will er?« Wohin er kommen kann. Er hat aus den vorigen Zeiten gesammelt, sammlet aus den jetzigen und dringt in die folgenden Zeiten. Seine Macht ist groß, aber unsichtbar; der Verständige bemerkt und nutzt sie, dem Unweisen wird sie, meistens zu spät, nur in erfolgten Wirkungen glaubhaft.

»Muß der Geist der Zeit herrschen oder dienen?« Er muß beides an Stelle und Ort. Der Weise giebt ihm nach, um zu rechter Zeit ihn zu lenken; wozu aber eine sehr behutsame, sichre Hand gehöret. Indessen wird er offenbar gelenkt, nicht von der Menge, sondern von wenigen, tiefer als andre blickenden, standhaften und glücklichen Geistern. Oft leben und wirken diese in der größten Stille; aber Einer ihrer Gedanken, den der Geist der Zeiten auffaßt, bringt ein ganzes Chaos der Dinge zur Wohlgestalt und Ordnung. Glücklich sind Die, denen die Vorsehung solch einen erhabnen Platz gab, in welchem Stande sie auch leben; selten wird dieser Platz durch Mühe erstrebt, selten durch lautes Geräusch angekündigt, meistens nur in Folgen bemerkt; oft müssen die großen Lenker auch viel wagen, viel leiden.

»Hat man Schriften über den Geist der Zeiten?« Das weiß ich nicht; am besten lernt man ihn aus Geschichten, die im Geist ihrer Zeiten geschrieben sind, und aus der Erfahrung kennen, wo Eins das Andre erläutert. Ohne nachdenkende Erfahrung versteht man die Bücher nicht; diese wiederum machen uns auf den lebendigen Geist der Zeiten aufmerksam. Das Rad rollet fort, ist immer dasselbe und zeigt immer eine andre Seite.

»Geist der Zeiten, ist er der Genius der Humanität selbst oder dessen Freund, Vorbote, Diener?« Ich wollte, daß er das Erste wäre, glaube es aber nicht; das Letzte hoffe ich nicht nur, sondern bin dessen fast gewiß. Daß er ein Freund, ein Vorbote, ein Diener der Humanität werde, wollen auch wir an unserm unmerklich kleinen Theile befördern.

## 16.

Schwerlich wird unser Freund mit der räthselhaften Auflösung seines Räthsels befriediget seyn; also darf ich in einem offenern, wenn auch etwas schwereren Tone fortfahren.

Was Geist ist, läßt sich nicht beschreiben, nicht zeichnen, nicht mahlen; aber empfinden läßt es sich, es äußert sich durch Worte, Bewegungen, durch Anstreben, Kraft und Wirkung. In der sinnlichen Welt unterscheiden wir Geist vom Körper und eignen jenem alle das zu, was den Körper bis auf seine Elemente beseelt, was Leben in sich hält und Leben erwecket, Kräfte an sich zieht und Kräfte fortpflanzt. In den ältesten Sprachen also ist Geist der Ausdruck unsichtbarer strebender Gewalt, dagegen Leib, Fleisch, Körper, Leichnam entweder die Bezeichnung todter Trägheit oder einer organischen Wohnung, eines Werkzeuges, das der einwohnende Geist als ein mächtiger Künstler gebraucht.

Die Zeit ist ein Gedankenbild nachfolgender, in einander verketteter Zustände; sie ist ein Maas der Dinge nach der Folge unsrer Gedanken; die Dinge selbst sind ihr gemessener Inhalt.

Geist der Zeiten hieße also die Summe der Gedanken, Gesinnungen, Anstreben, Triebe und lebendigen Kräfte, die in einem bestimmten Fortlauf der Dinge mit gegebenen Ursachen und Wirkungen sich äußern. Die Elemente der Begebenheiten sehen wir nie; wir bemerken bloß ihre Erscheinungen und ordnen uns ihre Gestalten in einer wahrgenommenen Verbindung.

Wollen wir also vom Geist unsrer Zeit reden, so müssen wir erst bestimmen, was unsre Zeit sei, welchen Umfang wir ihr geben können und mögen. Auf unsrer runden Erde existieren auf einmal alle Zeiten, alle Stunden des Tages und Jahres, vielleicht auch alle Zustände des menschlichen Geschlechts; wenigstens können wir voraussetzen, daß sie existirt haben und existiren werden. Alle Modificationen wechseln auf ihr, haben gewechselt und werden wechseln, nachdem der Strom der Begebenheiten langsamer oder schneller die Wellen treibet.

Wenn wir uns demnach *auf Europa* bezirken, so ist Europa auch nur ein Gedankenbild, das wir uns etwa nach der Lage seiner Länder, nach ihrer Ähnlichkeit, Gemeinschaft und Unterhandlung zusammenordnen. Denken wir uns das einst oder jetzt katholische oder überhaupt das christliche Europa, so ist auch in ihm nach Ländern und Situationen der Geist der Zeit sehr verschieden. Er ändert sich sogar mit Classen der Einwohner, geschweige mit ihren Bedürfnissen, Neigungen und Einsichten. Ein einziger Umstand, eine vielleicht falsche oder übertriebene Nachricht, kurz, ein Wink und Wahn stimmt oft die Denkart und Meinung eines ganzen Volkes.

Wenn also unser Freund vom Geist der Zeiten als einem verständigen, scharfen, klaren Wesen sprach, so kann er damit nur die Grundsätze und Meinungen der scharfsichtigsten, verständigsten Männer gemeint haben. Sie machten sich vom Wahne des Pöbels los und lassen sich nicht nach jedem Winke lenken. So wenig ihrer hie und da seyn mögen, um so vester sind sie sich selbst, um so standhafter hangen sie miteinander zusammen und bilden allerdings eine Kette im Fortgange der Zeiten. Das Lesen der Alten und Neuern, Gespräche und eine gemeinschaftliche Bemerkung dessen, was vorgegangen ist und täglich vorgeht, binden sie vest und vester aneinander; sie machen wirklich eine unsichtbare Kirche, auch wo sie nie von einander gehört haben. Diesen Gemeingeist des aufgeklärten oder sich aufklärenden Europa auszurotten ist unmöglich; wozu wäre aber auch die unnütze Mühe? Je aufgeklärter er ist, gewiß desto weniger ist er schädlich Wo er irrt, kann er nur durch Wahrheit, nicht durch Zwang gebessert werden; denn Geist allein kann mit Geist kämpfen.

Erlauben Sie mir zu Ende meines Briefes auch ein Räthsel. Irre ich nicht, so sind drei Hauptbegebenheiten oder Epochen Europas, an denen dieser Europäische Weltgeist haftet. Eine ist längst vorüber, sie dauerte fünf- bis achthundert Jahre und kommt hoffentlich nie wieder. Die zweite ist geschehen und geht in ihren Wirkungen fort; ihr Werth ist anerkannt und muß, der Natur der Sache nach, immer mehr anerkannt werden. Über der dritten brütet der Weltgeist, und wir wollen ihm wünschen, daß er in sanfter Stille ein glückliches Ei ausbrüten möge. Es ist aber ein gewaltig großes Straußen=Ei; der glühende Sand und die allmächtige Sonne mögen es ihm ausbrüten helfen!

## 19.

Treu und Glaube ist der Eckstein aller menschlichen Gesellschaft. Auf Treu und Glaube sind Freundschaft, Ehe, Handel und Wandel, Regierung und alle andre Verhältnisse zwischen Menschen und Menschen gegründet. Man untergrabe diesen Grund: alles wankt und stürzt, alles fällt auseinander.

Es giebt keine einseitigen Pflichten und einseitige Rechte. Pflichten und Rechte gehören zusammen wie die obere und untere, wie die rechte und linke Seite. Was hier convex ist, ist dort concav und bleibt dieselbe Sache, derselbe Körper.

Laßet Staaten, laßet Stände gegeneinander Treu und Glauben verlieren; wer seinen Pflichten entsagt, verliert die Rechte, die der Pflicht anklebten; er täuscht und wird getäuscht; er handelt einseitig, so wird man auch gegen ihn handeln.

Manche Vorzüge des Geistes und der Lebensweise hat man unsrer Nation absprechen wollen; das Lob, das man ihr, das man ihren braven Männern, ihren guten Regenten und Helden durch alle Zeiten zugestand, war

die sogenannte deutsche Biederkeit, Treu und Glaube. Ihre Worte galten mehr als gesiegelte Briefe und Eidschwüre; der Herr bauete auf seine Unterthanen, Unterthanen auf ihren Herren; wenigstens ist dieses der Schild, den die meisten alten Sprüche und Apophthegmen der Deutschen vor sich tragen.

Lasset uns hören, was zu seiner Zeit der alte Luther darüber saget:

### *Deutsche, Deutschland*

Es ist zwar eine gemeine Klage in allen Ständen und Leben über falsche verlogne Leute, wie man spricht: ›Es ist keine Treu noch Glauben mehr.‹ Die alten Römer haben solch Laster an den Griechen getadelt, wie auch Cicero sagt: ›Ich gebe den Griechen, daß sie gelehrte, weise, kunstreiche, geschickte, beredte Leute sind; aber Treu und Glauben achtet das Volk nicht.‹ Wohlhan, es hat auch solch untreu falsch Volk itzt lange her seine Strafe gelitten vom Türken, der sie auch baar=über bezahlet. Welschland hat es nachher auch gelernet, daß sie dürfen zusagen und schwören, was man will, und darnach spotten, wenn sie es halten sollen. Darum haben sie auch ihre Plage redlich und müssen beide, Griechen und Walen, Exempel seyn des andern Gebots Gottes, da er spricht: ›Er solle nicht ungestraft bleiben, wer Gottes Namen misbraucht.‹ Uns Deutsche hat keine Tugend so hoch gerühmet und, wie ich glaube, bisher so hoch erhoben und erhalten, als daß man uns für treue, wahrhaftige, beständige Leute gehalten hat, die da haben Ja ja, Nein nein lassen seyn, wie deß viel Historien und Bücher Zeugen sind. Wir Deutsche haben noch ein Fünklein (Gott wolle es erhalten und aufblasen) von derselben alten Tugend, nämlich daß wir uns dennoch ein wenig schämen und nicht gerne Lügner heißen, nicht dazu lachen, wie die Walen und Griechen, oder einen Scherz daraus treiben. Und obwohl die welsche und griechische Unart einreißet, so ist dennoch gleichwohl noch das übrige bei uns, daß kein ernster, greulicher Scheltwort jemand reden oder hören kann, denn so er einen Lügner schilt oder gescholten wird. Und mich dünkt (soll es dünken heißen), daß kein schädlicher Laster auf Erden sei, denn Lügen und Untreu beweisen, welches alle Gemeinschaft der Menschen zertrennet. Denn Lügen und Untreue zertrennet erstlich die Herzen; wenn die Herzen getrennet sind, so gehen die Hände auch voneinander; wenn die Hände voneinander sind, was kann man da thun oder schaffen? Darum ist auch in Welschland solch schändlich Trennen, Zwietracht und Unglück. Denn wo Treu und Glauben aufhöret, da muß das Regiment auch ein Ende haben. Gott helf uns Deutschen!

## **21.**

Verzeihen Sie, meine Freunde, daß ich Ihrem hoffnungsvollen Glauben an den Geist der Zeiten nur furchtsam und zweifelnd beitrete. Denn sobald man dem Wort seine magische Gestalt nimmt, was bedeutet es mehr als

die herrschenden Meinungen, Sitten und Gewohnheiten unsres Zeitalters; und sollten diese eines so hohen Lobes wert seyn? Sollten sie so große und sichre Hoffnungen für die Zukunft gewähren?

Mir ist wohl bekannt, was für schönklingende Worte seit geraumer Zeit in Schriften und Gesellschaften im Umlaufe sind; sehen Sie aber auf die Grundsätze der Menschen, die in Handlungen zur täglichen Lebensweise übergehen, was finden Sie da? Alle wahre, thätige Gesinnungen zum Besten des Ganzen sind ihrer Natur nach mit Aufopferung verbunden; und wer opfert zu unsrer Zeit gern auf? Versuchen Sie's einmal und bringen die kleinste Sache, die Mühe, Geld, Entsaugung von Privatvortheilen, am meisten von der Eitelkeit fodert, zustande, und Sie werden gewahr, daß Sie ein Saitenloses Clavier spielen. Die lautsten Patrioten sind oft die engherzigsten Egoisten; die wärmsten Verteidiger des Guten sind nicht selten die kältesten Seelen, Adler in Worten, in Handlungen Lastthiere der Erde.

Hoffen Sie viel, sehr viel von aufgeklärten, guten Fürsten; das Unmögliche aber hoffen Sie nie. Auch sie sind Menschen, und nach ihrer gewöhnlichen Erziehung ist's oft zu bewundern, daß sie es noch blieben. Sie tragen die Feßeln ihres Standes; die engste Feßel ist ihre eigne von Kindheit auf gewonnene Denkart. Selten giebt es einen Friederich, der sich über das Gewohnte seiner Zeit früh und doch mit Weisheit hinaussetzt; selten! Zudem bedürfen sie als Regenten gnugsame Kenntniß der Dinge, Überlegung mit andern, zur Ausführung Werkzeuge. Wenn sie diese nun nicht finden, wenn diese sie hintergehen und täuschen, wenn sie endlich aus Mißtrauen zu diesen unschicklicherweise selbst zur Sache greifen, so wird die Geschichte Josephs II. daraus, der mit den reinsten, nothwendigsten, besten Absichten von der Welt im Hafen selbst scheiterte. Ach, es muß ein Gott vom Himmel kommen oder außerordentlich=gute und große, das ist wahrhaftig göttliche Menschen senden, oder die Verbeßerung der Welt auf dem gewöhnlichen Wege der Zeit geht sehr langsam.

Laßen Sie mich die herrschenden Gesinnungen andrer Stände und Innungen nicht durchgehn. Jede Zunft hat ihren Zunftgeist; der feßelt, zumal in unsern Zeiten, auch den besten Gemüthern Herzen und Hände. Man fühlt die Wände des alten Systems erschüttert und fürchtet den Fall des ganzen Gebäudes; um so mißtrauischer hält man sich also an jeden Balken, an jeden Span des Balkens und glaubt, mit ihm schon gehe alles verloren. Das alte Schwert ist verrostet; desto ängstlicher putzt man Griff und Scheide.

Ans Volk wollen wir eher mit Bedauern und Großmuth als mit Stolz und Zuversicht denken. Jahrhundertlang ist's unerzogen geblieben; daß es erzogen werde, kann unser einziger Wunsch seyn, nicht daß es herrsche, nicht daß es gebiete und lehre. Die Beßerung muß vom Haupt kommen, nicht von Füßen und Händen; ich kenne nichts Abscheulicheres als eines wahnsinnigen Volks Herrschaft.

Laßen Sie sich auch die Stimmen unsrer Philosophen nicht bis zur Täuschung bezaubern; die wärmsten sind nicht immer die hellsten Köpfe. Von ihren Wünschen, vom Anschein der guten Sache eingenommen, vom thätigen Leben und von der wahren Gestalt der Dinge entfernt, gefallen sie sich in Spekulationen oder, als der zarteste, empfindlichste Theil des Publikums, trösten sie sich über das, was nicht ist, mit Träumen, was seyn sollte, also auch seyn wird. Der kranke, zarte, fast nur in der Einbildung lebende Roußeau hat er mit seinen stark ausgedrückten, rege gefühlten Visionen mehr Nutzen oder mehr Schaden gebracht? Ich wage es nicht zu entscheiden.

Wie ich fürchte, strebt der Geist unsrer Zeiten vorzüglich zur Auflösung hin. Dem Einen Teil der Welt sollen alle Bande aufhören; Alles soll leicht und lustig werden, weil wir des Alten satt, träge und erschlaft sind. Der andre Theil der Menschen, der sich im Besitz, leider auch oft mit Härte und Übermuth, fühlet, verachtet die Beschwerden der andern und scheint die Trommeten vor Jericho zu erwarten. Ein nicht erfreulicher Zustand. Ich kenne keine schlimmere Jahreszeit als die, in welcher alle Elemente gegeneinander zu seyn scheinen, wenn Kälte, Regen und Sturmwinde toben.

Selten hat eine Verfaßung, welche es auch sey, vom Grundgesetz ihrer Entstehung sich so weit abbiegen können, daß sie ohne Sturz ihre Basis hätte verlassen mögen. Die Staaten Europas sind auf ein System kriegerischer und religiöser Eroberung gegründet; die Pfeiler dieses Systems wanken; die Zeit nagt an ihnen; stürzen sie, so, fürchte ich, geht unter den Trümmern des Schlechteren auch das Beste mit unter. Vergönnen Sie mir also, daß ich vom Geist unsrer Zeiten hinwegsehe und mich noch etwas weiterhin an einige Gedanken des alten Philosophen zu Sans=Souci halte, der auch die Welt kannte.

## **Über den Charakter der Menschheit**

### *1.*

Vollkommenheit einer Sache kann nichts seyn, als daß das Ding sei, was es seyn soll und kann.

### *2.*

Vollkommenheit eines einzelnen Menschen ist also, daß er im Continuum seiner Existenz Er selbst sei und werde daß er die Kräfte brauche, die die Natur ihm als Stammgut gegeben hat, daß er damit für sich und andre wuchere.

3.

Erhaltung, Leben und Gesundheit ist der Grund dieser Kräfte; was diesen Grund schwächt, oder wegnimmt, was Menschen hinopfert, oder verstümmelt, es habe Namen, wie es wolle, ist unmenschlich.

4.

Mit dem Leben des Menschen fängt seine Erziehung an; denn Kräfte und Glieder bringt er zwar auf die Welt, aber den Gebrauch dieser Kräfte und Glieder, ihre Anwendung, ihre Entwicklung muß er lernen. Ein Zustand der Gesellschaft also, der die Erziehung vernachlässigt oder auf falsche Wege lenkt oder diese falschen Wege begünstigt oder endlich die Erziehung der Menschen schwer und unmöglich macht, ist insofern ein unmenschlicher Zustand. Er beraubt sich selbst seiner Glieder und des Besten, das an ihnen ist, des Gebrauchs ihrer Kräfte. Wozu hatten sich Menschen vereinigt, als daß sie dadurch vollkommenere, bessere, glücklichere Menschen würden?

5.

Unförmliche also oder schiefausgebildete Menschen zeigen mit ihrer traurigen Existenz nichts weiter, als daß sie in einer unglücklichen Gesellschaft von Kindheit auf lebten; denn Mensch zu werden, dazu bringt jeder Anlage gnug mit sich.

6.

Sich allein kann kein Mensch leben, wenn er auch wollte. Die Fertigkeiten, die er sich erwirbt, die Tugenden oder Laster, die er ausübt, kommen in einem kleinern oder größeren Kreise andern zu Leid oder zur Freude.

7.

Die gegenseitig wohlthätigste Einwirkung eines Menschen auf den Andern Jedem Individuum zu verschaffen und zu erleichtern, nur dies kann der Zweck aller menschlicher Vereinigung sein. Was ihn stört, hindert oder aufhebt, ist unmenschlich. Lebe der Mensch kurz oder lange, in diesem oder jenem Stande, er soll seine Existenz genießen und das Beste davon andern mittheilen; dazu soll ihm die Gesellschaft, zu der er sich vereinigt hat, helfen.

8.

Gehet ein Mensch von hinnen, so nimmt er nichts als das Bewußtseyn mit sich, seiner Pflicht, Mensch zu seyn, mehr oder minder ein Gnüge gethan zu haben. Alles andre bleibt hinter ihm, den Menschen. Der Gebrauch seiner Fähigkeiten, alle Zinsen des Capitals seiner Kräfte, die das ihm ge-

liehene Stammgut oft hoch übersteigen, fallen seinem Geschlecht anheim.

9.

An seine Stelle treten junge, rüstige Menschen, die mit diesen Gütern forthateln; sie treten ab, und es kommen andre an ihre Stelle. Menschen sterben, aber die Menschheit perennirt unsterblich. Ihr Hauptgut, der Gebrauch ihrer Kräfte, die Ausbildung ihrer Fähigkeiten, ist ein gemeines, bleibendes Gut und muß natürlicherweise im fortgehenden Gebrauch fortwachsen.

10.

Durch Übung vermehren sich die Kräfte, nicht nur bei Einzelnen, sondern ungeheuer mehr bei Vielen nach- und miteinander. Die Menschen schaffen sich immer mehrere und bessere Werkzeuge; sie lernen sich selbst einander immer mehr und besser als Werkzeuge gebrauchen. Die physische Gewalt der Menschheit nimmt also zu: der Ball des Fortzutreibenden wird größer; die Maschinen, die es forttreiben sollen, werden ausgearbeiteter, künstlicher, geschickter, feiner.

11.

Denn die Natur des Menschen ist Kunst. Alles, wozu eine Anlage in seinem Daseyn ist, kann und muß mit der Zeit Kunst werden.

12.

Alle Gegenstände, die in seinem Reich liegen (und dies ist so groß als die Erde), laden ihn dazu ein; sie können und werden von ihm, nicht ihrem Wesen nach, sondern nur zu seinem Gebrauch erforscht, gekannt, angewandt werden. Niemand ist, der ihm hierinn Grenzen setzen könne, selbst der Tod nicht; denn das Menschengeschlecht verjünet sich mit immer neuen Ansichten der Dinge, mit immer jungen Kräften.

13.

Unendlich sind die Verbindungen, in welche die Gegenstände der Natur gebracht werden können; der Geist der Erfindungen zum Gebrauch derselben ist also unbeschränkt und fortschreitend. Eine Erfindung weckt die andre auf; Eine Thätigkeit erweckt die Andre. Oft sind mit Einer Entdeckung tausend andre und zehntausend auf sie gegründete, neue Thätigkeiten gegeben.



14.

Nur stelle man sich die Linie dieses Fortganges nicht gerade, noch einförmig, sondern nach allen Richtungen, in allen möglichen Wendungen und Winkeln vor. Weder die Asymptote noch die Ellipse und Cykloide mögen den Lauf der Natur uns vormahlen. Jetzt fallen die Menschen begierig über einen Gegenstand her; jetzt verlassen sie ihn mitten im Werk, entweder seiner müde oder weil ein anderer, neuerer Gegenstand sie zu sich hinreißt. Wenn dieser ihnen alt geworden ist, werden sie zu jenem zurückkehren, oder dieser wird sie gar auf jenen zurückleiten. Denn für den Menschen ist Alles in der Natur verbunden, eben weil der Mensch nur Mensch ist und allein mit seinen Organen die Natur siehet und gebraucht.

15.

Hieraus entspringt ein Wettkampf menschlicher Kräfte, der immer vermehrt werden muß, je mehr die Sphäre des Erkenntnisses und der Übung zunimmt. Elemente und Nationen kommen in Verbindung, die sich sonst nicht zu kennen schienen; je härter sie in den Kampf gerathen, desto mehr reiben sich ihre Seiten allmählich gegeneinander ab, und es entstehen endlich gemeinschaftliche Productionen mehrerer Völker.

16.

Ein Conflict aller Völker unsrer Erde ist gar wohl zu gedenken; der Grund dazu ist sogar schon geleyet.

17.

Daß zu diesen Operationen die Natur viel Zeit, mancherlei Umwandlungen bedarf, ist nicht zu verwundern; ihr ist keine Zeit zu lang, keine Bewegung zu verflochten. Alles, was geschehen kann und soll, mag nur in aller Zeit wie im ganzen Raum der Dinge zustande gebracht werden; was heute nicht wird, weil es nicht geschehen kann, erfolgt morgen.

18.

Der Mensch ist zwar das erste, aber nicht das einzige Geschöpf der Erde; er beherrscht die Welt, ist aber nicht das Universum. Also stehen ihm oft die Elemente der Natur entgegen, daher er mit ihnen kämpfet. Das Feuer zerstört seine Werke; Überschwemmungen bedecken sein Land; Stürme zertrümmern seine Schiffe, und Krankheiten morden sein Geschlecht. Alles dies ist ihm in den Weg gelegt, damit ers überwinde.

19.

Er hat dazu die Waffen in sich. Seine Klugheit hat Thiere bezwungen und gebraucht sie zu seiner Absicht; seine Vorsicht setzt dem Feuer Grenzen und zwingt den Sturm, ihm zu dienen. Den Fluthen setzt er Wälle entgegen und geht auf ihren Wogen daher; den Krankheiten und dem verheerenden Tode selbst sucht und weiß er zu steuern. Zu seinen besten Gütern ist der Mensch durch Unfälle gelangt, und tausend Entdeckungen wären ihm verborgen geblieben, hätte sie die Noth nicht erfunden. Sie ist das Gewicht an der Uhr, das alle Räder derselben treibet.

20.

Ein Gleiches ist's mit den Stürmen in unsrer Brust, den Leidenschaften der Menschen. Die Natur hat die Charaktere unseres Geschlechts so verschieden gemacht, als diese irgend nur seyn konnten; denn alles Innere soll in der Menschheit herausgekehrt, alle ihre Kräfte sollen entwickelt werden.

21.

Wie es unter den Thieren zerstörende und erhaltende Gattungen giebt, so unter den Menschen. Nur unter jenen und diesen sind die zerstörenden Leidenschaften die wenigern; sie können und müssen von den erhaltenden Neigungen unsrer Natur eingeschränkt und bezwungen, zwar nicht ausgetilgt, aber unter eine Regel gebracht werden.

22.

Diese Regel ist Vernunft, bei Handlungen Billigkeit und Güte. Eine Vernunftlose, blinde Macht ist zuletzt immer eine ohnmächtige Macht; entweder zerstört sie sich selbst oder muß am Ende dem Verstande dienen.

23.

Deßgleichen ist der wahre Verstand immer auch mit Billigkeit und Güte verbunden; sie führet auf ihn, er führet auf sie. Verstand und Güte sind die beiden Pole, um deren Achse sich die Kugel der Humanität bewegt.

24.

Wo sie einander entgegengesetzt scheinen, da ist's mit einer oder dem andern nicht richtig; eben diese Divergenz aber macht Fehler sichtbar und bringt den Calcül des Interesse unsres Geschlechts immer mehr zur Richtigkeit und Bestimmtheit. Jeder feinere Fehler gibt eine neue, höhere Regel der reinen allumfassenden Güte und Wahrheit.

25.

Alle Laster und Fehler unsres Geschlechts müssen also dem Ganzen endlich zum Besten gereichen. Alles Elend, das aus Vorurtheilen, Trägheit und Unwissenheit entspringt, kann den Menschen seine Sphäre nur mehr kennen lehren; alle Ausschweifungen rechts und links stoßen ihn am Ende auf seinen Mittelpunkt zurück.

26.

Je unwilliger, hartnäckiger, träger das Menschengeschlecht ist, desto mehr thut es sich selbst Schaden; diesen Schaden muß es tragen, büßen und entgelten; desto später kommt's zum Ziele.

27.

Dies Ziel ausschließend jenseit des Grabes setzen, ist dem Menschengeschlecht nicht förderlich, sondern schädlich. Dort kann nur wachsen, was hier gepflanzt ist, und einem Menschen sein hiesiges Daseyn rauben, um ihn mit einem andern außer unsrer Welt zu belohnen, heißt, den Menschen um sein Daseyn betrügen.

28.

Ja, dem ganzen menschlichen Geschlecht, das also verführt wird, seinen Endpunkt der Wirkung verrücken, heißt, ihm den Stachel seiner Wirksamkeit aus der Hand drehn und es im Schwindel erhalten.

29.

Je reiner eine Religion war, desto mehr mußte und wollte sie die Humanität befördern. Dies ist der Prüfstein selbst der Mythologie der verschiedenen Religionen.

30.

Die Religion Christi, die Er selbst hatte, lehrte und übte, war die Humanität selbst. Nichts anders als sie; sie aber auch im weitesten Inbegriff, in der reinsten Quelle, in der wirksamsten Anwendung. Christus kannte für sich keinen edleren Namen, als daß er sich den Menschensohn, d.i. einen Menschen, nannte.

31.

Je besser ein Staat ist, desto angelegentlicher und glücklicher wird in ihm die Humanität gepflegt, je inhumaner, desto unglücklicher und är-

ger. Dies geht durch alle Glieder und Verbindungen desselben von der Hütte an bis zum Throne.

32.

Der Politik ist der Mensch ein Mittel; der Moral ist er Zweck. Beide Wissenschaften müssen Eins werden, oder sie sind schädlich widereinander. Alle dabei erscheinende Disparaten indeß müssen die Menschen belehren, damit sie wenigstens durch eigenen Schaden klug werden.

33.

Wie jeden aufmerksamen einzelnen Menschen das Gesetz der Natur zur Humanität führet – seine rauhen Ecken werden ihm abgestoßen, er muß sich überwinden, andern nachgeben und seine Kräfte zum Besten andrer gebrauchen lernen –, so wirken die verschiedenen Charaktere und Sinnesarten zum Wohl des größeren Ganzen. Jeder fühlt die Übel der Welt nach seiner eigenen Lage; er hat also die Pflicht auf sich, sich ihrer von dieser Seite anzunehmen, dem Mangelhaften, Schwachen, Gedruckten an dem Theil zu Hülfe zu kommen, da es ihm sein Verstand und sein Herz gebietet. Gelingt's, so hat er dabei in ihm selbst die eigenste Freude; gelingt's jetzt und ihm nicht, so wird's zu anderer Zeit einem andern gelingen. Er aber hat gethan, was er thun sollte und konnte.

34.

Ist der Staat das, was er seyn soll, das Auge der allgemeinen Vernunft, das Ohr und Herz der allgemeinen Billigkeit und Güte: so wird er jede dieser Stimmen hören und die Thätigkeit der Menschen nach ihren verschiednen Neigungen, Empfindbarkeiten, Schwächen und Bedürfnissen aufwecken und ermuntern.

35.

Es ist nur Ein Bau, der fortgeführt werden soll, der simpelste, größte; er erstreckt sich über alle Jahrhunderte und Nationen; wie physisch, so ist auch moralisch und politisch die Menschheit im ewigen Fortgange und Streben.

36.

Die Perfectibilität ist also keine Täuschung; sie ist Mittel und Endzweck zu Ausbildung alles dessen, was der Charakter unsres Geschlechts, Humanität, verlangt und gewähret.

Hebet eure Augen auf und sehet. Allenthalben ist die Saat gesäet; hier verweset und keimt, dort wächst sie und reift zu einer neuen Aussaat. Dort liegt sie unter Schnee und Eise; getrost! das Eis schmilzt, der Schnee

wärmt und decket die Saat. Kein Übel, das der Menschheit begegnet, kann und soll ihr anders als ersprießlich werden. Es läge ja selbst an ihr, wenn es ihr nicht ersprießlich würde; denn auch Laster, Fehler und Schwachheiten der Menschen stehen als Naturbegebenheiten unter Regeln, und sind oder sie können berechnet werden. Das ist mein Credo. Speremus atque agamus.

### **Gespräch über eine unsichtbar=sichtbare Gesellschaft**

Er: Wofür hältst du die bürgerliche Gesellschaft der Menschen?

Ich: Für etwas sehr Gutes.

Er: Ohnstreitig. Aber hältst du sie für Zweck oder für Mittel? Glaubst du, daß die Menschen für die Staaten erschaffen worden oder daß die Staaten für die Menschen sind?

Ich: Jenes scheinen einige behaupten zu wollen, dieses aber mag wohl das Wahrere seyn.

Er: So denke ich auch. Die Staaten vereinigen die Menschen, damit durch diese und in dieser Vereinigung jeder einzelne Mensch seinen Theil von Glückseligkeit desto beßer und sichrer genießen könne. Das Totale der einzelnen Glückseligkeiten aller Glieder ist die Glückseligkeit des Staats. Außer dieser giebt es gar keine. Jede andre Glückseligkeit des Staats, bei welcher auch noch so wenig einzelne Glieder leiden, ist Bemäntelung der Tyrannei. Anders nichts. –

Ich: Gut also! Das bürgerliche Leben des Menschen, alle Staatsverfassungen sind nichts als Mittel zur menschlichen Glückseligkeit. Was weiter?

Er: Nichts als Mittel, und Mittel menschlicher Erfindung, ob ich gleich nicht leugnen will, daß die Natur alles so eingerichtet, daß der Mensch sehr bald auf diese Erfindung gerathen müssen. Nun sage mir, wenn die Staatsverfassungen Mittel, Mittel menschlicher Erfindungen sind, sollten sie allein von dem Schicksale menschlicher Mittel ausgenommen seyn?

Ich: Was nennest du Schicksale menschlicher Mittel?

Er: Das, was unzertrennlich mit menschlichen Mitteln verbunden ist, daß sie nicht unfehlbar sind. Daß sie ihrer Absicht nicht allein nicht entsprechen, sondern auch wohl gerade das Gegentheil davon bewirken.

Ich: Ich glaube dich zu verstehen. Aber man weiß ja wohl, woher es kommt, wenn so viel einzelne Menschen durch die Staatsverfassung an

ihrer Glückseligkeit nichts gewinnen. Der Staatsverfassungen sind viele; eine ist also besser als die andre; manche ist sehr fehlerhaft, mit ihrer Absicht offenbar streitend; und die beste soll vielleicht noch erfunden werden.

Er: Das ungerechnet! Setze die beste Staatsverfassung, die sich nur denken läßt, schon erfunden; setze, daß alle Menschen in der ganzen Welt diese beste Staatsverfassung angenommen haben: meynst du nicht, daß auch dann noch, selbst aus dieser besten Staatsverfassung, Dinge entspringen müssen, welche der menschlichen Glückseligkeit höchst nachtheilig sind und wovon der Mensch in dem Stande der Natur schlechterdings nicht gewußt hätte?

Ich: Es würde dir schwer werden, eins von jenen nachtheiligen Dingen zu nennen –

Er: Die auch aus der besten Staatsverfassung nothwendig entspringen müssen? Oh, zehne für eines.

Ich: Nur Eines erst.

Er: Wir nehmen also die beste Staatsverfassung für erfunden an; wir nehmen an, daß alle Menschen in der Welt in dieser besten Staatsverfassung leben; würden deßwegen alle Menschen in der Welt nur Einen Staat ausmachen?

Ich: Wohl schwerlich. Ein so ungeheurer Staat würde keiner Verwaltung fähig seyn. Er müßte sich also in mehrere kleine Staaten vertheilen, die alle nach den nämlichen Gesetzen verwaltet würden.

Er: Und jeder dieser kleineren Staaten hätte sein eignes Interesse? Jedes Glied desselben hätte das Interesse seines Staats?

Ich: Wie anders?

Er: Diese verschiedenen Interesse würden öfters miteinander in Collision kommen, so wie jetzt; und zwei Glieder aus zwei verschiedenen Staaten würden einander ebensowenig mit unbefangenen Gemüth begegnen können, als jetzt ein Deutscher einem Franzosen, ein Franzose einem Engländer begegnet.

Ich: Sehr wahrscheinlich.

Er: Das ist: wenn jetzt ein Deutscher einem Franzosen, ein Franzose einem Engländer begegnet, so begegnet nicht mehr ein bloßer Mensch einem bloßen Menschen, sondern ein solcher Mensch begegnet einem solchen Menschen, die ihrer verschiedenen Tendenz sich bewußt sind,

welches sie gegeneinander kalt, zurückhaltend, mißtrauisch macht, noch ehe sie für ihre einzelne Person das geringste miteinander zu schaffen und zu theilen haben.

Ich: Das ist leider wahr.

Er: Nun so ist es denn auch wahr, daß das Mittel, welches die Menschen vereinigt, um sie durch diese Vereinigung ihres Glücks zu versichern, die Menschen zugleich trennet. Tritt einen Schritt weiter. Viele von den kleinen Staaten würden ein ganz verschiedenes Klima, folglich ganz verschiedene Bedürfniße und Befriedigungen, folglich ganz verschiedene Gewohnheiten und Sitten, folglich ganz verschiedene Sittenlehren, folglich ganz verschiedene Religionen haben?

Ich: Das ist ein gewaltiger Schritt.

Er: Hätten sie das, so würden sie auch, sie möchten heißen, wie sie wollten, sich untereinander nicht anders verhalten, als sich unsre Christen und Juden und Türken von jeher untereinander verhalten haben. Nicht als bloße Menschen gegen bloße Menschen, sondern als solche Menschen gegen solche Menschen, die sich einen gewissen geistigen Vorzug gegeneinander streitig machen und darauf Rechte gründen, die dem natürlichen Menschen nimmermehr einfallen könnten.

Ich: Allenfalls dünkte ich doch, so wie du angenommen hast, daß alle Staaten einerlei Verfassung hätten, daß sie auch wohl alle Einerlei Religion haben könnten. Ja, ich begreife nicht, wie Einerlei Staatsverfassung ohne Einerlei Religion auch nur möglich ist.

Er: Ich ebensowenig. Auch nahm ich jenes nur an, um dir deine Ausflucht abzuschneiden. Eines ist zuverlässig ebenso unmöglich als das andre. Ein Staat, mehrere Staaten. Mehrere Staaten, mehrere Staatsverfassungen. Mehrere Staatsverfassungen, mehrere Religionen. – Nun sieh da das zweite Unheil, welches die bürgerliche Gesellschaft ganz ihrer Absicht entgegen verursacht. Sie kann die Menschen nicht vereinigen, ohne sie zu trennen, nicht trennen, ohne Klüfte zwischen ihnen zu befestigen, ohne Scheidemauern durch sie hinzuziehen. Laß mich noch das dritte hinzufügen. Nicht genug, daß die bürgerliche Gesellschaft die Menschen in verschiedene Völker und Religionen theilet und trennet. Diese Trennung in wenige große Theile, deren jeder für sich ein Ganzes wäre, wäre doch immer noch besser als gar kein Ganzes. – Nein, die bürgerliche Gesellschaft setzt ihre Trennung auch in jedem dieser Theile gleichsam bis ins unendliche fort.

Ich: Wieso?

Er: Oder meynst du, daß ein Staat sich ohne Verschiedenheit von Ständen denken läßt? Er sey gut oder schlecht, der Vollkommenheit mehr oder weniger nahe, ohnmöglich können alle Glieder unter sich das nämliche Verhältnis haben. – Wenn sie auch alle an der Gesetzgebung Antheil hätten, so können sie doch nicht gleichen Antheil haben, wenigstens nicht gleich unmittelbaren Antheil. Es wird also vornehmere und geringere Glieder geben. – Wenn anfangs auch alle Besitzungen des Staats unter sie gleich vertheilet worden, so kann diese gleiche Vertheilung doch keine zwei Menschenalter bestehen. Es wird bald reichere und ärmere Glieder geben.

Ich: Das versteht sich.

Er: Nun überlege, wieviel Übel es in der Welt wohl giebt, die in dieser Verschiedenheit der Stände ihren Grund nicht hätten.

Ich: Wenn ich dir doch widersprechen könnte! Aber was willst du damit? Mir das bürgerliche Leben dadurch verleiden? Mich wünschen machen, daß den Menschen der Gedanke, sich in Staaten zu vereinigen, nie möge gekommen seyn?

Er: Verkennest du mich so weit? Wenn die bürgerliche Gesellschaft auch nur das Gute hätte, daß allein in ihr die menschliche Vernunft angebauet werden kann, ich würde sie auch bei weit größern Übeln noch segnen.

Ich: Wer des Feuers genießen will, muß sich den Rauch gefallen lassen.

Er: Allerdings. Aber weil der Rauch bei dem Feuer unvermeidlich ist, durfte man darum keinen Rauchfang erfinden? Und der den Rauchfang erfand, war der darum ein Feind des Feuers? Sieh, dahin wollte ich.

Ich: Wohin? Ich verstehe dich nicht.

Er: Das Gleichniß war doch sehr passend. – Wenn die Menschen nicht anders in Staaten vereinigt werden konnten als durch jene Trennungen, werden sie darum gut, jene Trennungen?

Ich: Das wohl nicht.

Er: Werden sie darum heilig, jene Trennungen?

Ich: Wie heilig?

Er: Daß es verboten seyn sollte, Hand an sie zu legen.

Ich: In Absicht...



Er: In Absicht, sie nicht größer einreißen zu lassen, als die Nothwendigkeit erfordert. In Absicht, ihre Folgen so unschädlich zu machen, als möglich.

Ich: Wie könnte das verboten sein?

Er: Aber geboten kann es doch auch nicht seyn, durch bürgerliche Gesetze nicht geboten. Denn bürgerliche Gesetze erstrecken sich nie über die Grenzen ihres Staats. Und dieses würde nun gerade außer den Grenzen aller und jeder Staaten liegen. – Folglich kann es nur ein opus super erogatum sein, und es wäre bloß zu wünschen, daß sich die Weisesten und Besten eines jeden Staats diesem operi super erogato freiwillig unterzögen.

Ich: Recht sehr zu wünschen.

Er: Recht sehr zu wünschen, daß es in jedem Staat Männer geben möchte, die über die Vorurtheile der Völkerschaft hinweg wären und genau wüßten, wo Patriotismus Tugend zu seyn aufhöret.

Ich: Recht sehr zu wünschen!

Er: Recht sehr zu wünschen, daß es in jedem Staat Männer geben möchte, die dem Vorurtheil ihrer angebohrnen Religion nicht unterlägen, nicht glaubten, daß alles nothwendig gut und wahr seyn müsse, was sie für gut und wahr erkennen.

Ich: Recht sehr zu wünschen!

Er: Recht sehr zu wünschen, daß es in jedem Staat Männer geben möchte, welche bürgerliche Hoheit nicht blendet und bürgerliche Geringfügigkeit nicht eckelt, in deren Gesellschaft der Hohe sich gern herabläßt und der Geringe sich dreist erhebet.

Ich: Recht sehr zu wünschen!

Er: Und wenn er erfüllt wäre, dieser Wunsch? Nicht blos hier und da, nicht blos dann und wann. Wie wenn es dergleichen Männer jetzt überall gäbe? zu allen Zeiten nun ferner geben müßte?

Ich: Wollte Gott!

Er: Und diese Männer nicht in einer unwirksamen Zerstreung lebten? nicht immer in einer unsichtbaren Kirche?

Ich: Schöner Traum!

Er: Daß ich es kurz mache. Und diese Männer die \*\*\* wären?

(Hier nannte er mir den Namen der Gesellschaft, doch ohne mich im mindesten zu ihr einzuladen. Er, der aufrichtigste Mann, gestand selbst, daß die genannten Absichten zu ihrem Geschäft nur so mit gehörten, daß »dies Geschäft nichts willkürliches, nichts entbehrliches, sondern etwas nothwendiges sey, darauf man durch eignes Nachdenken ebensowohl verfallen könne, als man durch andre darauf geführt wird, daß Worte, Zeichen und Gebräuche, daß die ganze Aufnahme in diese Gesellschaft nichts Nothwendiges, nichts Wesentliches sei«; und durch diese Winke geleitet, war ich auf sicherem Wege Es begann zwischen uns ein zweites Gespräch, ohngefähr folgendermassen:)

Ich: Wenn es auch außer deiner Gesellschaft eine andre, freiere Gesellschaft gäbe, die das große Geschäft, wovon wir sprachen, nicht als Nebensache, sondern als Hauptzweck, nicht verschlossen, sondern vor aller Welt, nicht in Gebräuchen und Sinnbildern, sondern in klaren Worten und Thaten, nicht in zwei oder drei Nationen, sondern unter allen aufgeklärten Völkern der Erde triebe: nicht wahr, so entließest du mir die Aufnahme in deine kleine Gesellschaft?

Er: Herzlich gern. Das Nitrum muß ja wohl in der Luft seyn, ehe es sich als Salpeter an den Wänden einer dunkeln Kammer ansetzt.

Ich: Zumal wenn ich in dieser Gesellschaft, die zu allen Zeiten existiert hat und existieren wird, längst gelebt und in ihr mein Vaterland, meine innigste Freunde gefunden hätte?

Er: Desto besser.

Ich: Und in meiner Gesellschaft nichts von dem zu befürchten wäre, was ich in der deinigen immer noch besorgen muß: wo nicht Trug für Wahrheit, so wenigstens pädagogische Anleitung, Pedanterie des Herkommens, Aufhalt?

Er: Ganz nach meinem Sinn; aber nenne mir deine Gesellschaft.

Ich: Die Gesellschaft aller denkenden Menschen in allen Welttheilen.

Er: Groß genug ist sie, aber leider eine zerstreute, unsichtbare Kirche.

Ich: Sie ist gesammelt, sie ist sichtbar. Faust oder Guttenberg war, wie soll ich sagen, ihr Meister vom Stuhl oder vielmehr ihr erster dienender Bruder. Ich treffe in ihr alles an, was mich über jede Trennung der bürgerlichen Gesellschaft erhebt und mich zum Umgange nicht mit solchen und

solchen Menschen, sondern mit Menschen überhaupt, nicht nur einführt, sondern auch bildet.

Er: Ich verstehe dich wohl. Seitdem die Buchdruckerei ihre Worte und Zeichen in alle Welt sendet, sollte es, meynst du, keine geheime Worte und Zeichen mehr geben. Indessen stiftet auch die Buchdruckerei nur eine idealische Gesellschaft.

Ich: Wie es in diesen Dingen seyn muß. Über Grundsätze können sich nur Geister einander erklären; die Zusammenkunft der Körper ist sehr entbehrlich, wenn sie nicht zugleich auch meistens sehr zerstreud und verführerisch wäre. Im Umgange mit Geistern, auf Fausts Mantel bleibt meine Seele frei; sie kann jedes Wort, jedes Bild prüfen.

Er: Und sie heben dich über alle Vorurtheile der Staaten, der Religion, der Stände?

Ich: Völlig. Entweder denke ich bei meinen Gesellschaftern Homer, Plato, Xenophon, Tacitus, Mark=Antonin, Baco, Fénelon gar nicht daran, zu welchem Staat oder Stande sie gehörten, welches Volkes und welcher Religion sie waren, oder wenn sie mich daran erinnern, geschiehets gewiß mit weniger Störung, als es in deiner sichtbaren Gesellschaft je geschehen kann und mag.

Er: Gewiß.

Ich: Und kann darauf rechnen, daß sich in dieser Gesellschaft, an eben diesen Grundsätzen und Lehren alle edlen Geister der Welt mit mir vereinigen.

Er: Und du kannst selbst mit ihnen sprechen, dich ihnen vernehmlich und hörbar machen auf eben dem Wege.

Ich: Wenn ichs wie Du könntest! Ich sprach mit deinem Geist, ehe ich deine Person sah; ich kannte dich, ohne von einer geheimen Gesellschaft zu seyn, am Wort, am Griff, am Schlage. Deine und anderer Taten haben längst und sicherer bei mir bewirkt, was Gebräuche und Zeichen nur sehr unsicher und langsam bewirken könnten: sie haben mich über jedes Vorurtheil von Staatsverfassung, angebohrner Religion, Rang und Ständen längst erhoben.

Er: Welche Thaten?

Ich: Poesie, Philosophie und Geschichte sind, wie mich dünkt, die drei Lichter, die hierüber Nationen, Sekten und Geschlechter erleuchten: ein heiliges Dreieck! Poesie erhebt den Menschen durch eine angenehme, sinnliche Gegenwart der Dinge über alle jene Trennungen und

Einseitigkeiten. Philosophie giebt ihm veste, bleibende Grundsätze darüber, und wenn es ihm nöthig ist, wird ihm die Geschichte nähere Maximen nicht versagen.

Er: Ob aber auch diese Grundsätze, diese Maximen und Anschauungen Thaten wirkten? Gäbe nicht die Gesellschaft einen Antrieb mehr?

Ich: Ich nehme dir deine eignen Worte aus dem Munde. »Sage mir nichts von der Menge der Antriebe. Lieber einem einzigen Antriebe alle mögliche intensive Kraft gegeben! – Die Menge solcher Antriebe ist wie die Menge der Räder in einer Maschine. Je mehr Räder, desto wandelbarer.«

Er: Und was wäre dein einziger Antrieb?

Ich: Humanität. Gäbe man diesem Begriff alle seine Stärke, zeigte man ihn im ganzen Umfange seiner Wirkungen und legte ihn als Pflicht, als unumgängliche, allgemeine, erste Pflicht sich und andern ans Herz, alle Vorurtheile von Staatsinteresse, angebohrner Religion und das thörichtste Vorurtheil unter allen, von Rang und Stande, würden –

Er: Verschwinden? Da irrest du dich sehr.

Ich: Nicht verschwinden, aber gedämpft, eingeschränkt, unschädlich gemacht werden, was Deine genannte und vielleicht Verdienstvolle Gesellschaft ja auch nur bewirken konnte, wenn sie es bewirken wollte. Weißt du es nicht besser als ich, daß alle dergleichen Siege über das Vorurtheil von innen heraus, nicht von außen hinein erfochten werden müssen? Die Denkart macht den Menschen, nicht die Gesellschaft; wo jene da ist, formt und stimmt sich diese von selbst. Setze zwei Menschen von gleichen Grundsätzen zusammen; ohne Griff und Zeichen verstehen sie sich und bauen in stillen Thaten den großen, edlen Bau der Humanität fort. Jeder, nachdem er kann, in seiner Lage, praktisch; er freuet sich aber auch am Werk andrer Hände, weil er überzeugt ist, daß dies unendliche, unabsehbare Gebäude nur von allen Händen vollführt werden kann, daß alle Zeiten, alle Beziehungen dazu erfordert werden, mithin ein Jeder einen Jeden nicht einmal kennen darf, kennen soll, geschweige, daß er ihn durch Eidschwüre, durch Gesetze und Symbole bände.

Er: Du bist auf dem rechten Wege; auf ihm giebt es freie Arbeit. Kein wahres Licht läßt sich verbergen, wenn man es auch verbergen wollte; und das reinste Licht sucht man nicht eben in den Gräften.

Ich: Alle solche Symbole mögen einst gut und nothwendig gewesen sein; sie sind aber, wie mich dünkt, nicht mehr für unsre Zeiten. Für unsre Zeiten ist gerade das Gegentheil ihrer Methode nötig, reine, helle, offenbare Wahrheit.

Er: Ich wünsche dir Glück. Glaubst du aber nicht, daß man auch dem Wort *Humanität* einen Fleck anhängen werde?

Ich: Das wäre sehr inhuman. Wir sind nichts als Menschen; sey du der Erste unsrer Gesellschaft.

\* \* \*

Der erste Teil dieses Gesprächs ist aus Lessings »Ernst und Falk, Gespräche für Freimaurer,« Wolfenbüttel 1781, genommen, denen der zweite Teil des Gesprächs eine andre Wendung gibt. A. d. H.

\* \* \*

---

copyright by

**Edition Re/Source**  
**Wolftratshausen**

zeit / kritik  
schrift / bild